Wir sind so FREI

In Deutschland wurden allein im letzten Jahr 62 Freibäder geschlossen. Dabei brauchen wir sie gerade jetzt, sagt der Ethnologe Wolfgang Kaschuba: Denn kaum ein Ort bringt uns als Gesellschaft näher zusammen. *Von Céline Lauer*

Ein Liegetuch, ein Buch und sein Smartphone: Viel mehr nimmt Wolfgang Kaschuba nicht mit, wenn er im Sommer schwimmen geht. Wahrscheinlich würde er auch das Mobiltelefon ganz gerne zu Hause lassen; allerdings, sagt der 68-Jährige, sei es durchaus schon vorgekommen, dass er damit vom Badesee aus Interviews gegeben habe – „zu völlig trockenen Themen".

Kaschuba zählt zu den bekanntesten empirisch forschenden Kulturwissenschaftlern in Deutschland. An der Berliner Humboldt-Universität hat der gebürtige Schwabe auch die Lehre geprägt: Seine „Einführung in die Europäische Ethnologie" gilt bei Absolventen des gleichnamigen Studienfachs als Pflichtlektüre – so, wie es „den Duden" gibt, gibt es dort „den Kaschuba".

Inzwischen ist der emeritierte Professor am Berliner Institut für empirische Integrations- und Migrationsforschung tätig, das er 2014 mit aus der Taufe hob. Dort leitet Kaschuba die Abteilung „Integration, soziale Netzwerke und kulturelle Lebensstile" und befasst sich nach wie vor mit der Frage, wie menschliches Zusammenleben funktioniert und verhandelt wird. Das ist besonders an Orten wichtig, wo sich sehr viele, sehr unterschiedliche Menschen sehr nahe kommen. Bisweilen auch zu nahe: Erst vor wenigen Tagen eskalierte in Solingen der Streit zwischen Badegästen und einer Großfamilie, die Polizei musste hinzugerufen werden. Kaschuba kennt diese Probleme; er kann erklären, wann Freibäder zur Konfliktzone werden – aber auch, warum sie besonders gute Begegnungsstätten sind.

WELT AM SONNTAG: Woran denken Sie bei dem Wort „Freibad" als Erstes?

WOLFGANG KASCHUBA: An das Freibad meiner Nachbargemeinde in der Nähe von Göppingen, wo ich aufgewachsen bin. Damit verbinde ich ganz viele Erinnerungen: Bilder, Gerüche, Geräusche. Etwa dieses typische Gekreische rund um das Becken. Ich werde auch nie vergessen, wie es klingt, wenn man einen Köpper ins Wasser macht und es dann plötzlich ganz still wird, weil der Kopf unter Wasser ist.

Solche nostalgischen Gedanken haben viele Menschen. Ist das Freibad ein Sehnsuchtsort?

Für mittelalte und ältere Menschen wie mich ist es sicherlich ein Kindheitsort. Sonnenmilch, Chlorwasser, Pommes rot-weiß – all diese Erinnerungen spielen im kollektiven Gedächtnis eine Rolle. Und wenn ich zum Beispiel am Prinzenbad in Berlin-Kreuzberg vorbeiradele, glaube ich schon, dass das Freibad für viele Kinder und Jugendliche noch immer ein Sehnsuchtsort ist.

Woran liegt das?

Viele von ihnen stammen aus Familien, die sich einen Flug weit weg nicht leisten können – das Freibad war im Grunde immer eine Art Urlaubsersatz. Außerdem darf man mit zehn, elf Jahren erstmals ohne Begleitung dort hingehen und entzieht sich so dem Kontrollbereich, den die Eltern und Geschwister zu Hause verkörpern, gerade in Familien mit Migrationshintergrund. Da wird das Freibad dann wirklich zum Frei-Bad. Und zudem ist es ein Ort des kleinen Konsums, wo sich auch Teenager genau überlegen können, welche Genüsse sie für ein paar Euro haben wollen.

Das alles geht auch im Hallenbad. Warum ist gerade das Freibad so ein besonderer Ort?

Weil das Hallenbad vor allem ein funktionaler Raum ist, in dem das Schwimmen als Sport im Fokus steht – die wenigen Erlebnisbäder mal ausgenommen. Das Freibad ist dagegen eher ein Spielort, ein Aufenthaltsraum, in dem man einen halben oder ganzen Tag verbringt. Seine Blütezeit waren die Nachkriegsjahrzehnte, als die Gemeinden massenweise Freibäder bauten. In diesen Soziotopen entstand vorübergehend und exterritorial eine klassenlose Gesellschaft. Die Frage ist nur, ob das so bleibt. Ich glaube: Für Kinder und Jugendliche aus wohlhabende-

Wolfgang Kaschuba
Ethnologe

BRAUN/SCHIRNER/WELT/DPA

Geboren 1950 in Göppingen, studierte er Empirische Kulturwissenschaft, Politologie und Philosophie in Tübingen. 1992 wechselte er als Professor an die Humboldt-Universität zu Berlin, wo er von 1994 bis 2015 geschäftsführender Direktor des Instituts für Europäische Ethnologie war. Zu seinen Forschungsschwerpunkten zählen die Themengebiete Alltag und Kultur in der europäischen Moderne, Stadt- und Metropolenforschung sowie nationale und ethnische Identitäten.

© WeltN24 GmbH. Alle Rechte vorbehalten WELT am SONNTAG-2018-07-29-s1s24ep-24 bbe7d220d926917b9010fdf4daf8a11f

Ein Soziotop mit Strohhüten und Strandmuscheln: Blick von oben auf das Freibad Ricklingen in Hannover

PICTURE ALLIANCE / DPA/STEFAN RAMPFEL; DPA/PA/SOPHIA KEMBOWSKI/KES FUX

ren Familien ist das Freibad schon kein Sehnsuchtsort mehr. Diese Kinder und Jugendlichen gehen lieber an den Stadtstrand.

Das Freibad wird zum Auslaufmodell – wie konnte das passieren?
Unsere materiellen Bedingungen haben sich sehr verändert. Die Freibäder entstanden, etwas übertrieben gesagt, nahe am proletarischen Lebensstil: Ihre Ausstattung war relativ karg, auch esskulturell wurde noch vor zehn Jahren wenig mehr geboten als der Übergang von der Bratwurst und roten Wurst zur Currywurst. Das war doch ein relativ bescheidenes Spektrum. Inzwischen sind wir viel mobiler, wohlhabender und anspruchsvoller geworden: Wir verreisen im Urlaub ans Meer und haben private Pools. Gerade in ländlichen Regionen stellen sich viele Leute zunehmend solche großen aufblasbaren Becken in den Garten. All das führt dazu, dass Kinder aus besseren Familien nicht mehr unbedingt diese Freibadsozialisation haben; diese Kinder sind andere Orte gewohnt – auch wenn sich im Freibad die Schichten nach wie vor noch mischen.

Genau diese Mischung lässt die Anlagen allerdings auch immer häufiger zum Schauplatz gesellschaftlicher Debatten werden – zuletzt etwa über das Für und Wider des Burkinis.
Ich glaube, die Debatten und die tatsächlichen Praktiken gehen in unserer Gesellschaft immer weiter auseinander, gerade auch beim Thema Körperlichkeit. Es stimmt, wir sehen im Freibad beide Pole: Auf der einen Seite den Burkini, die fast völlige Bekleidung oder Verhüllung – und auf der anderen Seite Nacktheit, die völlige Entblößung. Aber beides findet nebeneinander statt und ist gerade in einer Großstadt wie Berlin Normalität.

Warum wird das Freibad von einigen dann zur interkulturellen Kampfzone erklärt?
Das Freibad ist einer der Räume mit den größten Freiheiten, was das Vorzeigen von nackter Haut angeht. Und da die Gesellschaft in Deutschland mit Körperlichkeit ohnehin relativ freizügig umgeht, kann es durchaus passieren, dass Menschen in unseren Freibädern eine Art Kulturschock erleben – übrigens nicht nur solche aus muslimischen Gesellschaften. Es ist ja bekannt, dass in US-Reiseführern vor entsprechenden Orten in Berlin oder München gewarnt wird, an denen plötzlich ein Nackedei vor der prüden amerikanischen Familie stehen könnte.

Das Streitthema ist ein anderes: Gerade in den letzten Jahren wird gehäuft über Migranten und vor allem über Flüchtlinge berichtet, die im Freibad übergriffig geworden sein sollen.
Natürlich gibt es ab und zu Konflikte, aber das ist nicht der Regelfall. Wir haben eine eindeutige Projektion, dass die Zunahme von Unsicherheit hierzulande wesentlich mitverursacht wird durch Fremdheit; also durch diejenigen, die man am besten als Fremde inszenieren und inkriminieren kann. Und das sind nun mal die Geflüchteten, die von uns auch immer als Masse beschrieben werden – weshalb wir in der Berichterstattung meist das Stereotyp einer Gruppe von afghanischen oder syrischen Männern finden, die eine deutsche blonde Frau angaffen.

Dieses Bild ist aber nicht völlig aus der Luft gegriffen. Es gibt dokumentierte Fälle, in denen junge, männliche Flüchtlinge Frauen in Freibädern sexuell belästigt und bedrängt haben.
Ja. Diese realen Konflikte entstehen vor dem Hintergrund unterschiedlicher Sozialisationen und religiöser Überzeugungen, auch unterschiedlich organisierter Schamgefühle und Kontrollsysteme. Da passiert es dann, dass im Freibad Vorstellungen und Blicke aufeinanderprallen, weil man sich vorher nicht an der Kasse darauf geeinigt hat: Okay, das ist ein Freibad – von verdeckt bis nackt findet hier alles statt. Aber auch da gilt: Wir sind eine Einwanderungsgesellschaft, schon seit Langem, und deshalb entstehen in Alltagssituationen immer wieder neue Konfrontationen. Gleichzeitig wird das Freibad aber genau dadurch zu einem Trainings- und Verhandlungsraum im Umgang mit anderen Körpervorstellungen.

Das mag für die Freizügigkeit gelten. Aber Glotzen und Grapschen sind nicht verhandelbar.
Wenn junge syrische Flüchtlinge dabei ertappt werden, wie sie Frauen oben ohne anstarren, dann muss unmissverständlich klargestellt werden, dass das so nicht geht. Aber das Freibad ist eben auch der Ort für solche Konfrontationen und Erklärungen – dann kommt es gar nicht erst zur Gettoisierung. Genau aus diesem Grund halte ich auch den Vorschlag, männlichen Migranten generell den Zutritt zu Freibädern zu verbieten, für unsinnig. Richtig sind möglichst schnell gemeinsame und geteilte Alltage. Und zu diesem geteilten Alltag gehört eben auch, den Geflüchteten zu erklären, welche Regeln in öffentlichen Räumen wie dem Freibad gelten.

Und Sie glauben, dass dieses Training vor Ort funktioniert?
Wir haben bisher in der Tendenz die Erfahrung gemacht: Das regelt sich. Wer wenig Nackte sehen will, kriegt in so einem Freibad relativ schnell raus, in welcher Ecke es bedeckter zugeht und in welcher freizügiger. Und dementsprechend lagern sich dann die einzelnen Familien und Gruppen. Gleichzeitig merken wir, dass es ganz viele Mischungen gibt. Also: Frau im knappen Bikini liegt direkt neben Frau im Burkini – weil das womöglich gute Freundinnen sind. Wir tun ja immer so, als wären das getrennte Lebenswelten; dabei finden Religiosität und Atheismus, Nacktheit und Verhülltsein oft unmittelbar nebeneinander und im Freundschaftlichen statt.

Freundschaftlich geht es in Freibädern ja nicht unbedingt zu. Das Columbiabad in Berlin-Neukölln zum Beispiel ist bundesweit für Randale und Rangeleien bekannt.
In der Regel sind das aber Beziehungskonflikte, weil die 15-Jährigen mit ihrem Testosteron nicht so zurande kommen, und keine Kulturkonflikte. Die werden jedoch oft daraus gemacht. Wir erleben da eine hohe Form der Aufgeregtheit, von der ich – als regelmäßiger Besucher von öffentlichen Räumen in der Stadt bis hin zu Badeseen – an den Orten selbst wenig spüre.

Wo wir gerade von Testosteron sprechen: An kaum einem anderen öffentlichen Ort werden körperliche Fitness und Attraktivität derart zur Schau gestellt. War das schon immer so?
Freibäder sind seit jeher Laufstege und Beziehungsanbahnungsorte: Dort haben sich die Geschlechter getroffen und gefunden. In den 70ern und 80ern wurden die Bäder zudem zur Bühne für freie und neue Verhaltensweisen; denken Sie nur an die Parole „Oben ohne“, oder an schwule und lesbische Paare, die versucht haben, sich dort offen zu verhalten. Und bis heute ist das Freibad ein Ort von Körperpolitik. An jedem beliebigen Beckenrand können Sie sehen, dass ein erheblicher Anteil der Jugendlichen und jungen Erwachsenen Körperstyling betreibt: vom Bizeps bis zum Piercing wird jeder Zentimeter trainiert, ästhetisiert, inszeniert.

Eignet sich das Freibad deshalb so gut als Forschungsfeld?
Ja, klar. Hinzu kommt: Das Freibad ist ein Ort, an dem sich vieles trifft, und zwar mehr als an fast jedem anderen Ort. Es entspricht einem heutigen öffentlichen Raum in einer Stadt, aber mit dem Unterschied, dass die Leute dort zusammenbleiben, eine Stunde oder einen halben Tag lang, anstatt mal eben kurz über einen Platz zu laufen; dass sie dort bestimmte Tätigkeiten ausüben, bei denen sich ihre Wege kreuzen; und dass die Körper natürlich eine ganz zentrale Rolle spielen, weil die meisten Leute im Bad deutlich weniger anhaben als auf dem Marktplatz.

Warum genau ist das aus ethnologischer Sicht so interessant?
Weil es einerseits Regeln gibt – wie bewege ich mich, wie verhalte ich mich, wie gucke ich – und weil diese Regeln andererseits immer wieder neu ausgehandelt werden; je nachdem, ob man sich etwa näherkommt oder kommuniziert oder in der Schlange anstellt. Das Freibad ist insofern ein besonders verdichtender Sozialraum. Andere Räume sind nicht so dicht, weil man dort keinen Zaun drum herum hat, nicht auf wenigen Quadratmetern zusammengedrängt im Wasser schwimmt oder steht – und weil man dort einander auch nicht halb nackt begegnet.

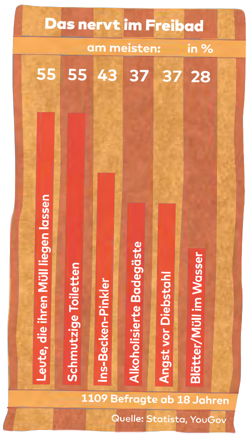
Und was konkret kann man nun in diesem Raum erforschen?
Alles Mögliche: Generationenverhältnisse, Geschlechterverhältnisse, Körperpolitiken. Das Freibad ist zum Beispiel eines der wenigen Felder, in dem man die Wahrheit über Tattoos erfährt – weil man sieht, was die Leute mit ihrem Körper tun, und nicht nur Auskunft darüber erhält. Mich überrascht dort immer wieder, wie stark Tätowierungen um sich gegriffen haben.

Was erzählt Ihnen denn die wachsende Ausstattung, die Freibadbesucher anschleppen – von der Strandmuschel bis zu Hightech-Liegen? Erleben wir da gerade so eine Art Aufrüstung?
Ja, das ist mir auch sehr deutlich aufgefallen. Früher hat höchstens das Rentnerehepaar seine Liegestühle mitgeschleppt – und natürlich die Kühltruhe fürs Bier. Heute machen das aber gerade auch junge Leute. Klar findet man im Freibad auch noch die schlichte Ausstattung der Gesundheitsschwimmerin, die schon morgens um halb acht nur mit Handtuch und Badeanzug auf der Matte steht, ihre Bahnen zieht und danach wieder entschwindet. Aber es gibt eben auch immer mehr Leute, die mit einem ganzen Fahrradanhänger voller Freibad-Mobiliar anrücken: von den Liegemöbeln über die Spielgeräte bis hin zu den Klamotten und zum Essen.

Und warum tun sie das – als Statussymbol oder aus reiner Bequemlichkeit?
Ich glaube, es ist beides: ein bisschen Vorzeigen, was man hat, und ein bisschen Ausdruck von Lust an der Bequemlichkeit. Und drittens kommt hinzu: Dieses Equipment ist sehr stark gruppenbezogen. Zusammen ins Freibad zu gehen ist wie ein Picknick: Jeder bringt was mit. Diese Tendenz zu vergemeinschaftenden Praktiken – dazu, dass ich zwei, drei Stunden lang etwas mit anderen zusammen mache – ist heute ein sehr starkes Bedürfnis, das wir gerade auch im Freizeitbereich erleben. Indem man Dinge mitbringt, die man mit anderen teilen kann, wird das Freibad zu einem Ort, der in diesen spätmodernen Lebensstil mit einbezogen wird.

Halten Sie das Freibad eigentlich für eine sehr deutsche Institution?
Ich habe keinen Überblick über die Statistiken, aber mir würde meine willkürliche Erfahrung sagen, dass es wohl nirgendwo so viel kommunale Freibäder gibt wie in Deutschland. Damit ist es nicht unbedingt Ausdruck der deutschen Mentalität, aber es komprimiert vielleicht die Kulturgeschichte der frühen Bundesrepublik, mit all den damaligen Vorstellungen von mehr Freizeit, Gesundheit, Bewegung, Draußensein – und flächendeckendem Schwimmunterricht.

Heute können sich viele Kommunen ihre Anlagen gar nicht mehr leisten; überall in Deutschland werden Bäder geschlossen. Was glauben Sie: Ist das Freibad noch zu retten?
Freibäder sind Orte, an denen sich Milieus, Gruppen und Generationen begegnen, die sich anderswo nicht mehr treffen. Schon deshalb sollten sie wieder attraktiver gemacht werden. Ich beobachte das gerade in Berlin: Hier bieten Bäder Public Viewing oder Bars an, um das öffentliche Leben wieder anzuziehen. Manchen gelingt das auch. Insofern ist das Freibad nicht nur ein Denkmal der Nachkriegszeit, sondern auch eine kulturelle Infrastruktur der Zukunft.



177
JAHRE

lang ist das Lorettobad in Freiburg im Breisgau schon in Betrieb. Damit ist das „Lollo“ das dienstälteste Freibad Deutschlands – und überdies auch das einzige Schwimmbad der Republik, das noch einen reinen Damenbadebereich hat.

34
PROZENT

der Befragten gaben in einer Umfrage an, schon einmal Sex im Freibad oder Pool gehabt zu haben. Damit ist das Wasserbassin bei den Deutschen der zweitbeliebteste Ort für einen Quickie – nach dem Auto bzw. der Motorhaube (46 Prozent).

170
FREIBÄDER

mit biologischer Wasseraufbereitung gibt es nach Schätzungen des Umweltbundesamts in Deutschland. Diese auch „Natur(frei)bad“ genannten Anlagen nutzen zur Desinfektion weder Chlor noch andere Chemikalien, sondern greifen auf Pflanzen und Organismen (z. B. Algen, Wasserflöhe, Amöben) sowie Sand- oder Kiesfilter zurück.

2700
FREIBADANGEBOTE

listet der Bäderatlas der Deutschen Gesellschaft für das Badewesen derzeit auf. Davon sind 2326 Anlagen reine Freibäder und 374 Anlagen sogenannte Kombibäder mit integriertem Freibadbereich.

© WeltN24 GmbH. Alle Rechte vorbehalten WELT am SONNTAG-2018-07-29-sls24ep-24 bbe7d220d926917b9010fdf4daf8a11f